Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 7 (1966)

Heft: 25

Artikel: "Tage der Dichtung"

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1077252

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Tage der Dichtung»

Aus «Irodalmi Ujsag», Paris

Zum Jahrestag der Revolution fand in Budapest ein grosses internationales Dichtertreffen statt, zu dem die bekanntesten Schriftsteller aus fast allen Ländern Europas eingeladen wurden. Den nachfolgenden Artikel hat ein französischer Teilnehmer des Treffens der Zeitschrift «Irodalmi Ujsag» (bis zur Niederwerfung der ungarischen Revolution das Zentralorgan des Ungarischen Schriftstellerverbandes, heute ein Sprachrohr der exilierten ungarischen Schriftsteller) eingesandt.

Unser Flugzeug kam in den Sonnenstrahlen des Oktobers an. Die Zollbeamten waren höflich, und unser Dolmetscher vermittelte in unserer Muttersprache die ersten freundlichen Begrüssungsworte der Veranstalter. Unser Weg führte durch die Uellöi-Strasse, wo genau vor zehn Jahren erbitterte Kämpfe zwischen den Freiheitskämpfern und den sowjetischen Truppen im Gange waren und wo heute neue Miethäuser stehen. Nur auf Grund der Strassentafel hatte ich die Bedeutung dieses Ortes erkannt und stellte unvoreingenommen mit natürlicher Stimme meinem Begleiter Fragen, um näheres erfahren zu können. Er kam nicht in Verlegenheit. Ich freute mich, dass er als junger Schriftsteller auch solche heiklen Fragen zu beantworten wusste.

Erste Antworten

«In der Tat, vor zehn Jahren, Ende Oktober, fanden hier sehr harte Kämpfe statt. Viele Häuser wurden zerstört, an deren Stelle jetzt neue gebaut sind. Hier an der Ecke steht die Kaserne, wo die Truppen Maleters kämpften. Heute ist sie ein Bürohaus.»

Ich fragte, ob es viele Tote und Verletzte gegeben habe. Viele, antwortete mein ungarischer Kollege. «Was ist mit ihren Familien und Angehörigen geschehen?» Er antwortete, die grossen Wellen vor zehn Jahren hätten sich gelegt; heute seien die Probleme ganz anders.

Ich musste es glauben, denn an Stelle der zertrümmerten Häuser stehen heute neue da. Dass auch die damaligen Ideen, Glut, Fieber und Dichtung von damals in Nichts gesunken seien, das konnte ich nicht glauben. Da ich ein Gast des internationalen Dichtertreffens war, habe ich beschlossen, zu studieren, was aus dem Poem geworden ist, das hier vor zehn Jahren von Dichtern und Volk mit Blut auf die Strassensteine geschrieben wurde.

Ich hätte auch eine leichtere Aufgabe auf mich nehmen können. Es hätte genügt, an den Empfängen herumzusitzen oder die ausgezeichneten ungarischen Speisen zu kosten, die mich an die spanische Küche erinnern, oder die Erlauer Rotweine zu trinken, die mit dem Bordeaux verwandt sind. Ich bat meinen jungen Dolmetscher, das offizielle Zentralorgan der Partei und Regierung, die «Nepszabadsag», zu kaufen und die Titel der Artikel zu übersetzen. Er öffnete sie in der Mitte, wo zwei Seiten mit ausländischen und ungarischen Gedichten voll waren. Sehen Sie, über die «Tage der Dichtung» schreibt das Organ der Partei!

Das Blatt trug das Datum vom 23. Oktober 1966. Ich fragte, ob die Zeitung auch ein Gedicht über die Ereignisse vor zehn Jahren abgedruckt hatte? Er schaute die Zeitung nicht einmal an, sagte nur lächelnd: «Nein.»

«Das überrascht mich. Standen die Schriftsteller, deren Gedichte jetzt abgedruckt wurden, hier vor zehn Jahren nicht erschüttert von den Ereignissen da?»

Wir studieren die Namen. Einer von ihnen veröffentlichte genau vor zehn Jahren sein wunderbares Gedicht über die Tyrannei.

Der andere, ein namhafter ungarischer Schriftsteller, war jahrelang eingekerkert, weil er vor zehn Jahren seine Stimme für die Freiheit erhoben hatte. Ein ausländischer Dichter, dessen Gedicht jetzt im Parteiblatt steht, ist ein sowjetischer Schriftsteller. Er griff damals die ungarischen Intellektuellen und Schriftsteller scharf an. Der nächste — ein Franzose — unterzeichnete wahrscheinlich in dieser Stunde vor zehn Jahren seinen Protest gegen die sowjetische Intervention.

«Natürlich nicht»

«Enthalten die jetzt veröffentlichten Gedichte auch etwas über diese Ereignisse?»

Mein Dolmetscher lächelte. «Natürlich nicht.»

«Warum ‚natürlich'?»

«Es wäre schade, die geglätteten Wogen zu stören», antwortete er.

Seine Antwort war nicht sehr überzeugend. Hat der Sturm wirklich nachgelassen? Denken die Dichter, deren neutral gestimmte Werke von der tonangebenden Zeitung des Landes jetzt, am 23. Oktober veröffentlicht wurden, tatsächlich nicht mehr an die Ereignisse von 1956?

Einen von ihnen habe ich persönlich danach gefragt. Er spricht ausgezeichnet meine Muttersprache.

«Sie können sich vorstellen, dass niemand das Datum oder das Ereignis vergessen hat», antwortete er. «Ihre Zeitungen gedenken aller Wahrscheinlichkeit nach der Ereignisse in Ungarn vor zehn Jahren. Ich habe erfahren, dass eine ganze Reihe von Bücher, Studien im Westen über die ungarischen Ereignisse erschienen sind. Sie können sich vorstellen, wie hier, wo diese Geschehnisse passierten, wo in jedem Menschen alle Details lebendig sind, die Leute sich für diese Darstellungen interessieren würden, wie sehr den Künstlern, Dichtern und Historikern das Wort auf den Lippen brennt, die Ereignisse vor zehn Jahren analysieren zu wollen. Natürlich können solche Werke nicht veröffentlicht werden.»

Ich lächelte. Er fragte mich, warum.

«Wegen dem Adverbium ‚natürlich'. Ich höre es bei Ihnen auf Schritt und Tritt.»

Vergleich zu Spanien

«Na, ja ‚natürlich'. Dieses Wort bedeutet hier nicht, dass etwas logisch natürlich ist, wie beispielsweise das Schweigen, sondern dass es die Natur des Systems erwünscht. Wir leben in einer Diktatur. In Francos Spanien ist es möglich, einige Zugeständnisse zu machen, und sie haben sie auch gemacht. Sie haben Garcia Lorca, den sie erschossen haben, zum Dichter der Nation geweiht, aber ‚natürlich' können die Rehabilitierung der Republikaner oder die historischen Ereignisse eines Kampfes des Bürgerkrieges oder eine diplomatische Wende nicht frei erörtert werden. Und bei uns wird die Diktatur statt milder oder humaner, eher starrer und mittelalterlicher. Um einige Beispiele zu erwähnen: Gewerkschaftliche Aktionen, wie wir sie heute in Spanien sehen, sind bei uns völlig undenkbar. Die letzten Streiks haben bei uns vor zehn Jahren stattgefunden, als die Arbeiterklasse noch Waffen in der Hand hatte. Studentendemonstrationen, wie in Madrid? Am nächsten Tag würden die sogenannten «Tonangeber» sich bereits in einem Gefängnis befinden. Und ich möchte noch hinzufügen, dass die westlichen Linksintellektuellen, die (mit Recht) gegen die Einkerkerungen in Spanien scharfe Proteste einlegen, sich nicht rühren würden, wenn sie ähnliche Vorfälle aus Ungarn erfahren sollten. Sagt man also nicht mit Recht, dass man sich ‚natürlich' mit den Ereignissen der ungarischen Revolution nicht befassen kann?»

«Ein Teil unserer Zeitungen — ein grosser Teil — schreibt, dass in Ihrem Land viele Forderungen des Oktobers 1956 bereits erfüllt sind. Der Lebensstandard ist höher, das Regime ist liberaler, es gibt viele Auslandsreisen, auch die

Das internationale Dichtertreffen von Budapest, auf welches der Autor Bezug nimmt.

damalige russische Unterdrückung hat sich gemildert, und Kadar hat aus den Ereignissen eine Lehre gezogen. Enthalten diese Berichte nicht ein Körnchen von Wahrheit?»

Die «Konzessionen»

Jetzt lächelt er. Sein Lächeln ist voll Geist, ohne Bitterkeit, ohne Hass, nur von heiterer Menschenkenntnis. Er sah schon einiges in diesem Leben.

«Lassen Sie mich in Gleichnissen sprechen, denn wir Dichter sind Menschen der Gleichnisse. Als vor zehn Jahren die russischen Panzerdivisionen die Revolution niedergeschlagen hatten, erklärte die von ihnen mitgebrachte Regierung, dass sie die wichtigsten Forderungen der Revolution erfüllen werde. Damals hat sie auch so geheissen: Revolution. Nur später, schön langsam, kehrte sie um zum Ausdruck ‚Konterrevolution', den übrigens nur der offiziöse Sprachgebrauch kennt und nur im Notfall. Kehren wir zu den Konzessionen zurück. Man hat etwa erlaubt, dass die Kopfbedeckung der Armee nicht mehr die bei uns unbekannte russische Tellermütze blieb, sondern die alte ungarische Militärmütze. Das kam als Verordnung mit grosser Propaganda heraus, wie eine grosse Konzession. In zwei Monaten verschwanden wieder die ungarischen Militärmützen, und die russischen Tellermützen kamen zurück. Als ein anderes wichtiges Zugeständnis galt, dass die Zeitungen nunmehr wieder in kleinerem Format erschienen, wie früher im Horthy-Regime. Man hat sich darauf berufen, dass das revolutionäre Volk nur deshalb das alte Parteiorgan verbrannte, weil es in grossem Format, im Prawda-Format, erschienen war, das mit einer teuren deutschen Rotationsmaschine gedruckt wurde. Die teure deutsche Rotationsmaschine steht auch heute unbenützt im Keller des Parteiorgans, und die Zeitungen haben das kleine Format, wie unter dem Horthy-Regime. Hat also die Revolution gesiegt? Ein drittes Zugeständnis war das Staatswappen. Sie haben gesehen, mit welchem Hass das Volk die Rakosi-Staatswappen mit dem roten Stern aus den Flaggen entfernte. Dann kam die Verordnung über die Verwerfung des alten Staatswappens, und an dessen Stelle wurde ein ebensolches Wappen mit rotem Stern fabriziert, das in der Regel nur im Handel üblich ist. Aber die Kossuth-Wappen, welche die Souveränität der Nation versinnbilden und vom Volk verlangt wurden, die kamen nicht wieder. Die Gleichnisse sind zu Ende.»

«Ich muss bekennen, ich verstehe nicht, warum Sie das Gleichnisse nennen.»

«Gleichnisse oder Beispiele. Kleine, zynische Knochenreste sind sie, statt den grossen, reinen und realen Idealen. Sie sprechen über ausländische Touristen. Wissen Sie, was das ungarische Volk vor zehn Jahren verlangte? Wissen Sie, warum es blutete und warum es Benzinflaschen gegen russische Panzer schleuderte?»

«Ich glaube, für die Freiheit . . .»

Z. B. die Pressefreiheit

«Ja, für die grundlegenden Menschenrechte. Es verlangte Pressefreiheit. Heute, am zehnten Jahrestag der Revolution bekommt jeder Staatsbürger eine Zeitung von kleinem Format in die Hand, die zwar voll mit offiziellen Meldungen ist, aber in welcher er nicht einmal die Spuren seiner einstigen, nicht verwirklichten, sondern in Trümmer gestürzten Forderungen entdecken kann.»

«Weder ein Brief, noch ein Vers oder ein Artikel kann von jenen Tagen erscheinen, in denen diese Ideen mit hohen Flammen in den Herzen brannten. Die Unabhängigkeit vom russischen Reich verlangte dieses kleine Volk vor zehn Jahren, die Neutralität — und worüber schreibt am Jubiläum die zentrale Parteipresse: ‚Die Heimreise der ungarischen Delegation vom Moskauer Treffen.' Vom Moskauer ‚Treffen'! Man muss doch nicht erklären, was für einen Charakter dieses Treffen hatte. Das war ein scharfer und kurzer Pfiff für die jeweiligen Statthalter der Satellitenstaaten, dass sie springen, rapportieren und brav ihren Moskauer Herren dienen sollen. Keine einzige Zeile, kein Sterbenswort wird als Orientierung für das ungarische Volk erscheinen, für das ‚souveräne ungarische Volk': was ist der neue Befehl, muss man einen Krieg anfangen oder nicht, soll noch ein Bissen vom Munde abgespart werden, der sowieso langsam wegen der Teuerung rissig wird. oder muss wieder jemand verurteilt werden, und wer und warum? Die USA? Die Chinesen? Oder selbst der liebe Gott? — Es ist alles möglich.»

«Nun, setzen Sie fort!»

Wenn einer reden würde . . .

«Heute vor zehn Jahren stand, wie Sie selbst sagen, dieses Volk für die Freiheit auf. In Ordnung. Morgen beginnt die Sitzung des Dichtertreffens. Stellen Sie sich folgendes vor: Ich stehe dort auf und erkläre, was ich hier Ihnen erzählt habe und sage, dass dies auch in der inländischen und ausländischen Presse mindestens in Auszügen erscheinen soll. Was würde nach Ihrer Auffassung geschehen?»

«Erlauben Sie mir den Ausdruck: Sie würden in ein Irrenhaus eingeliefert.»

«Obwohl ich hier gar nichts mehr getan hätte, als nur auf die Pressefreiheit hingewiesen. Was dann, wenn ich auch die Versammlungsfreiheit oder die Meinungsfreiheit verlangen würde, in Vers oder Prosa, oder wenn ich sagen würde, dass ich bei den Wahlen meine Partei gegen die Partei von Kadar stellen möchte? Oder wenn ich ein Wirtschaftssystem nach meiner Auffassung verlangen würde, und die heutige ständig kriselnde Wirtschaftsbürokratie abschaffen wollte? Ich war in meinem ganzen Leben ein Sozialist und kämpfte immer für das Volk, auf jeder Seite meiner Werke. Aber, wie auch Sie es für ‚natürlich' halten, könnte ich nicht einmal einen winselnden Laut geben für meine Forderungen, obwohl mich die Macht sehr gut kennt, oder eben deshalb. Was soll dann hier der kleine Mann von der Strasse sagen, dessen Sohn oder Vater gerade für diese Ideale auf der Budapester Strasse vor zehn Jahren sein Blut vergossen hat?»

«Ist die öffentliche Meinung beunruhigt?»

«Die Stimmung kann wegen der erwähnten Gründe nicht objektiv festgestellt werden. Sie kann sich nicht ausdrücken, denn sie ist nach dem Ausdruck eines Dichterkollegen ‚in seinem Herzen zum Schweigen verurteilt'. Aber sein Auge ist offen. Schliesslich ist es eine bekannte Tatsache, dass der Lebensstandard auch in den kleinsten westeuropäischen Ländern, wie z. B. in Oesterreich, grob gerechnet doppelt so hoch ist, wie der ungarische, ganz abgesehen von Menschenrechten, Presse, Film, Wahlen und anderen Vorteilen. Wir wissen alle, wie die Völker auch in Australien, in Grossbritannien oder in den USA leben. Die Niederwerfung der Revolution vor zehn Jahren verstreute 200 000 Ungarn weit über die Erde. Die korrespondieren mit ihren Verwandten, sie schicken das Bild des neu gekauften Häuschens, des Cadillacs oder Beschreibungen ihres Lebens, Bilder von ihren Familien. Es gibt keine Familie in Ungarn, die darüber nicht unterrichtet wäre, wie unsere begabten Söhne auch in der freien Welt ihren Mann stellen. Sie dürfen nicht denken, dass die heimische öffentliche Meinung sich mit Informationen, welche die halbe Wahrheit über die Welt enthalten, zufrieden gibt oder sich als unreifes Kind behandeln lässt . . .»

Die Lenkung der Künste

«Wir sind weit von der Literatur gekommen, mein Freund . . .»

«Nicht so weit, wie Sie denken. Lesen Sie nur das dritte Blatt der ‚Jubiläums'-Ausgabe. Hier steht ein Artikel über die ‚Lenkung der Künste'. Zehn Jahre sind seit der Revolution vergangen. Und sie versuchen, zu begründen, warum Bürokratie und Diktatur die Künste, die Literatur ‚leiten' und kontrollieren, sie als Propaganda dirigieren müssen. An der Stimme des Artikels kann die sogenannte ‚Liberalisierung' genau gemessen werden. Sie verdammt die Lenkung der Kunst durch die alten Methoden à la Rakosi, also mit Pistolen oder Kerker und empfiehlt eine neue Methode, die Methode der ‚Diskussion', wohlverstanden die Methode der Drohung.»

Hier sitzen wir nun im Sitzungssaal des internationalen Dichtertreffens. Unter der ungarischen Aufschrift ist eine französische, und unter der französischen eine russische. Wer ist der Präsident? Er heisst Jozsef Darvas. Er war ein Minister in der Rakosi-Aera, der Minister für kulturelle Unterdrückung. Auch heute ist er ein Hauptmann der Kultur in Ungarn. Die andere hohe Persönlichkeit heisst Bela Köpeczi. Er spricht sehr gut französisch, er war der oberste Befehlshaber des Verlagswesens unter Rakosi. Der dritte Mann ist Dobozy, eine sehr tüchtige Person. Er spricht zwar keine fremden Sprachen und ist ebensowenig Schriftsteller oder Dichter wie die anderen zwei Führer der «Tage der Dichtung». Welche von ihnen könnten schon über die Ereignisse vor zehn Jahren etwas zu sagen haben? Dobozy, wie man erzählt, drehte einen Film über 1956, oder wie er damals sagte, über die Konterrevolution. Darvas ist auch vom Fach. Er schrieb ein Theaterstück über dasselbe Thema, aber heute lächelt er nur darüber, als ob er davon nie gehört hätte. Ich höre mir die netten und gescheiten Diskussionen der Dichter an, und mein Herz schlägt höher, als Surkow, der sowjetische Delegierte, zum Wort kommt. Ach, vielleicht wird er etwas darüber sagen, warum es notwendig war, die Hauptstadt zu zerstören, die ihn heute als Gast empfängt, und dass die Dichtung eine Rolle in jenem Traum spielte, den seine Landsleute mit schwerem Geschütz zerschossen haben. Aber nur höfliche Phrasen werden laut und leichte Gulasch-Dämpfe dringen aus der ausgezeichneten Küche herein, während die Anwesenden leise miteinander plaudern.

23. Oktober 1966 . . . der zehnte Jahrestag der Revolution . . . der Tag der Dichtung . . . ■